

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 12 (1936)

Heft: 31

Artikel: Pho 5

Autor: Weldon, Wilhelm

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-757034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pho 5

VON WILHELM WELDIN

«Schiffsbrände?...?» sagte jemand.

Der Wasserspiegel in einem Glas stand mit einemmal schief. Der kleine Rauchsalon der ersten Klasse schien sich in einen Lift verwandelt zu haben, der rasch ins Bodenlose niedersank, um jäh mit einem harten Ruck aufzuschlagen. Gleich darauf setzte das erste Ziehen jener irritierend langsam Aufwärtsbewegung ein, die das Kennzeichen einer schweren Welle ist.

«Ja, Schiffbrände!» rief die kleine Miß Long und warf mit einer Bewegung von etwas forciertem Forschheit ihre platinblonden Locken aus der Stirn. «Wie interessant! Hu! Sie müssen doch etwas von Schiffbränden erzählen können, Mr. Selford?»

Henry Selford, der zweite Offizier des gemischten Fracht- und Passagierdampfers «Neptun», der eine der langsamsten Routen zwischen Southampton und den südamerikanischen Häfen befuhrt, horchte auf die kakkophon Laute des Orkans, der an den Türen und Fenstern des Salons rüttelte.

«Brände?» sagte er zerstreut. «Lächerlich! Gibt es bei uns nicht! Unsere erstklassigen, modernen Löschanlagen — —»

«Hoho!» unterbrach ihn der immer etwas laute Plantagenbesitzer aus Pernambuco. «Wir reden nicht von Ihrem alten Kasten. Wir meinen die Brände, die in letzter Zeit auf einigen der großen Liner ausgebrochen sind, auf der «Atlantis» zum Beispiel...»

Selford gab sich einen Ruck. Zwölf Stunden Dienst auf der Kommandobrücke bei schwerem Sturm und nun noch die außerordentliche Aufgabe, die nervös gewordenen Passagiere zu zerstreuen, waren etwas viel. Er warf einen orientierenden Blick durch den Salon. Von den zwanzig Passagieren der ersten Klasse waren sieben hier versammelt: Miß Long, der Plantagenbesitzer, ein Universitätsprofessor aus Rio, ein Geschäftsmannreisender einer Londoner Firma und drei Kaufleute, die Selford nicht näher kannte. Der Rest der Passagiere lag seckrank in den Kabinen.

«Schiffsbrände...» sagte er und zündete sich bedächtig eine Zigarette an. «Hm...»

Das Thema kam eigentlich recht gelegen. Eine Möglichkeit, die Passagiere abzulenken, dachte er und fühlte, wie sich aller Augen auf ihn richteten. Aber es war immer besser, man ließ sich ein wenig bitten...

«Also!» sagte Miß Long ungeduldig. «Nicht so mysteriös, Mr. Selford. Schiessen Sie los!»

«Brennen Schiffe von selbst oder werden sie angezündet?» fragte jemand naiv.

Selford musste lächeln.

«Das kommt darauf an.»

«Ah! Wieso?... Gibt es Leute, die daran interessiert sind, Schiffe anzuzünden?»

«Sicher.»

«Wer zum Beispiel?» fragte der Naive.

«Die Konkurrenz oder... Versicherungsschwindler.»

«Wie interessant!» rief Miß Long. Sie hatte plötzlich viel Farbe verloren und sah bleich aus, was ihr aber nicht schied stand. «Wissen Sie nichts Konkretes, Mr. Selford?...»

Wieder schlug das Schiff mit einem harten Ruck in ein Wellental auf, doch diesmal legte es sich gleich bängigend stark auf die Seite. Drei Kognakgläser flogen um und entleerten ihren Inhalt auf den Boden, aber niemand nahm Notiz davon.

Der zweite Offizier zuckte vielsagend die Achseln.

«Es gibt da eine seltsame Sache, über die in der Öffentlichkeit nichts bekannt ist», sagte er langsam.

«Und die wäre?» fragte ein Vorlauter.

Selford sog nachdenklich an seiner Zigarette und stieß den Rauch, wie mit einem plötzlichen Entschluß, in einer dicken Wolke aus.

«Man redet über solche Dinge nicht gern, weil sie nicht völlig verbürgt sind», sagte er zögernd. «Aber es ist eine in Schiffahrtskreisen allgemein bekannte Tatsache, daß bei den Bränden, die vor einiger Zeit in kurzen Abständen auf drei großen Passagierdampfern ausbrachen, jedesmal eine halbe Stunde vor Ausbruch der Katastrophe ein Mann gesehen wurde, der auf dem Schiff unbekannt war. Dieser Mann wird übereinstimmend als groß und auffallend schlank geschildert. Seine besonderen Kennzeichen sollen brennrotes Haar und eine Narbe auf der rechten Wange sein — —»

Selford verstummte und blickte bestürzt auf den Kreis seiner Zuhörer. Die Gesichtsfarbe der Passagiere hatte sich im Laufe seiner Erzählung auffallend verändert. Miß Long war fast gelb geworden und starnte ihn aus Augen an, die tief in ihre Höhlen gesunken zu sein schienen. Der Plantagenbesitzer sah plötzlich käsig aus

und auch die anderen waren merkwürdig bleich geworden.

«Sollte es sich vielleicht um einen Agenten gehandelt haben?» fragte der Professor, ehe Selford seiner Verwunderung Ausdruck geben konnte. Er war ebenso bleich wie die anderen, seine Augen hatten einen fiebrigen Glanz, aber er schien von seinem Zustand nichts zu merken.

«Es ist anzunehmen.»

Der Professor schüttelte nachdenklich den Kopf.

«A propos, was haben Sie für eine geheimnisvolle Ladung im Vorschiff?» fragte er da unvermittelt. «Es sind Kisten von so merkwürdiger Form und die Matrosen lassen einen überhaupt nicht in die Nähe des Buges kommen.»

«Das?...» sagte Selford. «Ach, das ist Pho 5.»

Was war das nur? Wie hatte er sich so verraten können! Er hatte doch strikten Befehl, über die Ladung keine Auskunft zu geben. Wie hatte er nur darauf vergessen können? Kalte Schweißtropfen standen plötzlich auf seiner Stirn. Er griff nach seinem Taschentuch und bermerte zu seinem Erstaunen, daß seine Hände zitterten.

«Pho 5?» fragte der Professor erstaunt. «Was ist Pho 5 eigentlich?»

«Ja, was ist Pho 5 eigentlich?» gab Selford zerstreut zurück und griff sich an den Kopf: was war Pho 5 wirklich? Pho 5 — Pho 5 — Pho 5 rollte ein rasendes Band in seinem Hirn ab. Was war das nur? Zum Teufel, er hatte es doch gewußt...

Selford wich dem Blick des Professors aus und plötzlich legte sich etwas um seine Brust, wie eine schwere, erstickende Eisenklammer. In dem Fauteuil hinter dem Professor, der eben noch leb gewesen war, saß jemand. Es war ein großer, aufallend schlanker Mann mit roten Haaren und einer Narbe auf der rechten Wange.

Selford wollte sich erheben, aber es ging nicht. Seine Glieder versagten den Dienst. Mechanisch, wie er es in aufregenden Situationen gewöhnt war, zog er seine Tabatiere und entnahm ihr eine Zigarette, er wußte selbst nicht warum.

In diesem Augenblick bewegte sich der Rothaarige in seinem Fauteuil.

«Feuer?» fragte er mit einer dünnen, schneidenden Stimme.

Niemand schien ihn zu bemerken. Der Professor saß mit einem grüblerischen Ausdruck da, als dächte er krampfhaft darüber nach, was Pho 5 sei. Der Plantagenbesitzer aus Pernambuco machte eine Bewegung, als wollte er sich erheben, sank aber, als hätte er es sich anders überlegt, wieder auf seinen Sitz zurück. Miß Long hatte den Kopf auf den Tisch gelegt und schien zu schlafen. Die anderen lagen ausgestreckt in ihren Fauteuils, den Kopf an die Rückenlehne gestützt. Offenbar hatte sie schließlich doch die Seekrankheit übermannt.

«Danke», sagte Selford verstört und mit Mühe, denn die Eisenklammer schloß sich immer fester um seine Brust. «Nicht Feuer... nein!»

Der Rothaarige schien nicht auf ihn zu hören. Er erhob sich und kam auf Selford zu. Er hatte ein Streichholz in der Hand und machte Anstreben, es zu entzünden.

Selford wollte abwehren, aber das Würgen in seiner Kehle war so stark geworden, daß er keinen Ton hervorbrachte.

Da machte der Rothaarige eine Bewegung, dünn bliekte eine rote Flamme empor...

Mit letzter Kraft sprang Selford auf. Im selben Augenblick fühlte er einen Schlag und fiel zu Boden. Dann legten sich zwei Hände um seinen Hals und würgten, würgten...

Verzweifelt schlug Selford um sich. Zweimal gelang es ihm, der tödlichen Umklammerung zu entkommen. Immer sich am Boden wälzend, näherte er sich der Tür. Mit einer furchtbaren Kraftanstrengung riß er sich los und sprang auf. Mit der linken Hand erreichte er die Klinke und drückte sie nieder. In diesem Augenblick drückte ihn eine übermenschliche Gewalt zu Boden. Wieder legte sich das Würgen um seinen Hals, so stark, daß er sich nicht mehr rühren konnte.

«Luft!» keuchte er. «Luft! Luft! Luft!»

Dann wurde es schwarz um ihn.

*

Als Selford, wie es schien, nach endloser Zeit, wieder die Augen öffnete, sah er in das Gesicht des Schiffärztes, der sich über ihn beugte.

«Fatale Sache, der neue geruchlose Pho 5, was?» bemerkte der Arzt in seiner lakonischen Art. «Zwei Phosgenbehälter der Ladung für Südamerika sind infolge Beschädigung durch den Sturm ausgeblasen und eine Gaswolke hat sich in den Rauchsalon verschlagen. Wenn es Ihnen nicht gelückt wäre, die Tür zu erreichen, hätte ich keinen Pfifferling für Ihr Leben gegeben... so aber haben wir Sie und die sieben Passagiere wieder so weit auf die Beine gebracht.»

Ist Küssen so gefährlich?

Küsse können bekanntlich die größten Folgen für den weiteren Lebenslauf der Beteiligten haben. In Nordamerika gilt ein Kuß gesetzlich als ein Heiratsversprechen, so gut wie eine andere Unterschrift. Wenn dieses Gesetz auch lange nicht in allen Fällen angerufen wird, so ist die Gefahr eben doch da: schwupp hat es ihn, wie die Fliege auf dem süßen Leimpapier.

Wir denken beim Küssen aber weniger an jene zivile Gefahr, die ja glücklicherweise bei uns nicht existiert, sondern an die Bakterien, die von den Lippen übertragen werden. Hat doch die Wissenschaft mit dem Mikroskop nachgewiesen, daß auch bei Gesunden eine unglaublich große Zahl von Bakterien beim Küssen die Wohnung wechselt. Sollen wir nun das Küssen aufgeben? Würde uns nicht sehr viel genommen? Ganz abgesehen von den Liebespaaren und jenen, die es werden wollen, denken wir an die vielen menschlichen Regungen, für die wir nicht immer leicht Worte finden: bei der Überreichung eines Geschenkes, bei überströmendem Dank, bei unverhofftem Wiedersehen, bei einem Abschied. Wenn uns hier der natürliche, impulsiv Ausdruck des Kusses genommen wäre, so ginge viel Wärme und Verständnis zwischen den Menschen verloren. Küsse zwischen Ehegatten oder Eltern und Kindern können viele Zwiste abkürzen, die sich sonst lange hinziehen würden.

Nun kommt zum Glück dieselbe Wissenschaft, nachdem sie uns so viele schreckliche Ansteckungsgefahren vorgemalt hatte, auch wiederum zu Hilfe. Man hat nämlich untersucht, welche Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten die Bakterien haben, die durch Küsse oder durch die Luft auf unsere Lippen gelangen. Und da hat man gefunden, daß ihre Chancen gar nicht groß sind, denn in der Mundhöhle beginnt der Speichel sofort mit ihnen aufzuräumen. Systematische Untersuchungen über die desinfizierende, keimtötende Wirkung zeigten interessante Resultate. Man machte die Versuche mit so genannten Bakterienkulturen, in denen jeweilen Bakterien

von Typhus, Paratyphus, Diphtheritis, Milzbrand usw. in Schalen mit Nährflüssigkeit herumschwimmen und dort gesund und munter wachsen und sich vermehren. Aber schon ein kleines Quantum Speichel von einem Menschen, das den man den einzelnen Kulturen beimischte, brachte ihr Wachstum zum Stillstand und die Bakterien starben ab. In der Mundhöhle ist die Wirkung des Speichels natürlich ähnlich, nur noch intensiver. Bakterien, die also von den Lippen durch die Mundhöhle in den Körper gelangen wollen, werden dort sehr schlecht empfangen und einfach getötet.

Die Tiere machen instinktiv Gebrauch von der desinfizierenden Kraft des Speichels, indem sie eine Wunde sofort zu lecken beginnen. Herdentiere helfen sich gegenseitig, wenn die Wunde an einem Ort ist, wo sie das leidende Tier nicht erreichen kann. Ich sah schon häufig, wie eine Kuh ihren zerstochenen Hals einer andern hindiebt, welche ihn mit ihrer Zunge eifrig bearbeitete. Der Speichel hat bekanntlich auch eine starke Heilwirkung.

Der Mensch weiß seine Wunden nun allerdings besser zu behandeln; aber die Schutzwirkung des Speichels ist auch ihm unermesslich wertvoll, sonst wäre er ständig krank.

Gewiß, kleine Kinder soll man nicht auf den Mund küssen, besonders fremde Personen nicht, die von der Straße kommen. Aber wenn eine Mutter im Haus oder Garten, oder Kinder sich aufs Mäulchen küssen, so ist das noch keine hygienische Sünde. Den Erwachsenen aber hat der liebe Gott den Verstand gegeben. Küsse mit Verstand! Du hast dann auch viel mehr davon. Der Verstand hat ja in dieser Sache schon früher richtig argumentiert, nämlich so: wenn Er nicht gestorben ist an den Bakterien auf seinen Lippen, warum soll denn Sie nachher daran sterben, und umgekehrt? Trotzdem ist es schön und beruhigend, daß auch die Wissenschaft die Ungefährlichkeit des Kusses zwischen gesunden Menschen aufgezeigt hat, so daß man sich jetzt sozusagen unter ihrem Protektorat küssen kann.

H. B.